Grenzpreise

Monika Dlugosch

Als ich zum ersten Mal bemerkte, wie meinem Vater „Eiserner Vorhang“ zwischen den Lippen klebte, auf die er sogleich schlug, dachte ich an tonnenschwere Kettenglieder, an Hände, die einzelne Glieder beiseite schieben wollen, aber zu schwach sind, an Haarschöpfe, die sich an den tönenden Ketten blutig schlagen und an solche wie mein Vater, die es schaffen, Hindurchschlüpfer zu werden. Um seine Schlupfreisen woben sich spinnengleiche Geheimnisse, die in der Luft auftauchten und verschwanden. Wann immer ich abgerissene Fäden erwischen konnte, versteckte ich sie unter dem Boden meines Schmutzwäschefachs.

Eine Reise begann mit dem Klingeln des Telefons. Mein Vater sprach polnisch, das er mir unter Strafe verboten hatte, seit ich meine ersten Silben formte. Ich hörte Wörter wie Polen, Zabrze oder Lieferung. Da wusste ich, bald geht es los. Vom Zeitpunkt des Anrufes bis zur Abfahrt konnten mehrere Wochen vergehen, aber in diese Zeit schneite seltsamer Besuch herein, ein Schwein wurde geschlachtet und es summte polnisch in versteckten Winkeln.

Ich sammelte alles, was mir in die Finger und Ohren kam, schrieb und malte Briefe auf Deutsch an Kinder aus Polen, die ich treffen wollte. Ich faltete sie winzig zusammen und steckte sie hinter den Stahlriegel des Lasters, stopfte sie in Mehltüten oder schnitt Apfelsinen auf, um einen Brief sorgfältig unter der Schale zu verbergen. Ich blieb wach in den Nächten seiner Wiederkehr, in denen ich den Vorhang an manchen Stellen durchsichtig wähnte. Ich bohrte meine Knie in mein Nachthemd, wartete zitternd darauf, dass mein Vater seine Brote auspackte. Die Drüben-Brote, die in dickes Wachspapier eingepackt, aus der Welt, die in meiner Phantasie mit Eis und Schnee bedeckt war, in meine Hände und anschließend in meinen Bauch gelangten. Ich liebte die Brote, wellig und dick von einem Brotlaib geschnitten, die dunkelgelbe Butter, das unbekannte Gewürz in der Wurst und zuletzt das wunderbare Wachspapier, das mir so viel kostbarer erschien als das Pergamentpapier, das ich jeden Morgen mit der Faust zerknüllte und in den Schulmülleimer warf. Die Brotschnitten waren dick und holprig wie die verschwiegene Kindheit meiner Mutter. Die Butter schmeckte leicht ranzig und erinnerte mich an die verstorbene viel zu dicke Oma. Ich stellte mir vor, wie eine der polnischen Tanten Schweine ausblutete und das Schwein in seine essbaren Einzelteile zerlegte und am Ende die Füße in der Blutsuppe kochte. So machte es jedenfalls mein

Vater, wenn er im Keller ein Schwein schlachtete. Ich durfte dann nicht hinunter, aber ich wartete vor der Kellertür und lauschte dem Stimmengebrumm und dem Einzug des anderen Lebens in unser Reihenhaus am Stadtrand. Ich lauschte vor der Tür, während hinter mir riesige Töpfe auf dem Herd standen, die ich zu bewachen hatte. Töpfe mit Blutsuppe und Flatschki, mit Bigosch und ein Schweinekopf brodelte im Wasser. Wenn die Mutter Schweinebacken auf Plastikteller verteilte, war es das Zeichen, dass das Treiben im Keller bald in Tanz und Gejohle, in laute Diskussionen und Gläserklirren münden würde. Dann saßen wir Kinder an einem Tisch mit weißem Tuch und legten zu der Schweinebacke Graubrotkanten, die ihren welligen Schwestern ähneln sollten.

An dem Tag, an dem der gelbe Brief aus Polen kam, zog ich mit meinem Bett in den Keller. Ich hängte eine Wäscheleine mit Decken zwischen mich und die Waschmaschine, zog einen persischen Teppich aus dem Loch unter der Treppe, legte ihn in die Zimmermitte und stellte Teelichter hinter das vergitterte Kellerfenster, das über einen Luftschacht nach draußen führte. Ich schob einen Küchenstuhl vor das breite Brett, das zum Schweineschlachten an der Wand befestigt war, setzte mich an das Ende, an dem sonst das Schweineschwänzchen herabhing und riss den Brief auf. Aus dem Umschlag fielen kleine Papierbilder mit rosigen Babys und lächelnden Kindern drauf. Ich sortierte sie in eine lange Reihe, als ich merkte, dass der Brief auf Polnisch war und ich – außer ein paar Namen wie Anouschka, Magdalena und Alma – gar nichts verstand. Unterschrieben war der Brief mit Katarina. Ich klebte die Bilder entlang einer imaginären Schweinelinie, Rücken über den Kopf bis zum Rüsselchen.

Dann dachte ich an die Adresse in der Goethego in Zabrze, Polen. Dort wohnte Katarina. Ich malte sie mir abwechselnd dick und dünn, blond und schwarz, nett und blöd mit Brille. Zuletzt beschloss ich, dass sie nicht blöd sein könne, sonst hätte sie nicht geschrieben und schrieb zurück auf Deutsch.

Anfangs bekam ich jeden Monat einen Brief, dann wurden die Briefe unregelmäßig, später konnte auch ein Jahr ohne Brief vergehen und plötzlich lag wieder ein gelber Umschlag für mich in der Küche. Meine Mutter hatte die Sache ignoriert, aber nach dem fünften Brief ging ich zu ihr und bat sie um eine Übersetzung. Sie fasste sich an den Kopf, als habe sie Migräne und erklärte mir, ihr Polnisch sei zu schlecht. Sie könne das nicht lesen, was da stehe. Ich solle aber dem Papa die Briefe nicht zeigen und dass wir uns hier anpassen sollen und nicht heimlich Polnisch lernen und ich wisse doch, das Leben drüben sei nicht gut und dass es besser sei hochdeutsch zu sprechen und nicht aufzufallen. Wozu bräuche ich eine Freundin in Polen, die ich doch nie besuchen könne und die nie hierher käme. Wir sprächen nicht dieselbe Sprache und sie sei froh, dass das endlich alles vorbei sei, da solle man nicht das Alte wieder aufwärmen. Schließlich sei sie jetzt endlich hier und die ganzen Jahre. Da brach sie ab und ich dachte, jetzt kommts, jetzt kommt endlich die Wahrheit, warum ich kein

Polnisch verstehen darf und warum sie krank ist und was passiert ist, aber sie schwieg wieder dieses zähe Schweigen, das ich schon kannte an ihr. Das Schweigen, in das man hineinflüstern oder hineinzärteln kann, an dem man zerren und zauseln kann und das man am Ende nur noch zerbrüllen will, was einem aber rein gar nichts nützt. Das Schweigen, das niemals zerbrach, das alles in sich verschluckte, alle Fragen mit sich hinunterriss und mich einsam stehen ließ im Irgendwo.

An jenem Tag brüllte ich nicht, ich nahm meine fünf Briefe aus Zabrze, schlich zurück in den Keller, holte das Foto aus dem Boden des Schmutzwäschefachs. Einmal hatte mein Vater meine Mutter mitgenommen nach Polen. Davon gab es ein Foto, auf dem mein Vater abgebildet war. Er hatte seine Arme weit ausgebreitet und den Mund offen, als würde er singen, was er selten tat. In der einen Hand, die er von sich gestreckt hatte, hielt er eine lange Wurst und in der anderen eine Flasche Wodka. Er sah aus, als wolle er die ganze Welt umarmen. Von dieser Reise gab es auch einen Kommentar meiner Mutter, aus dem ich erfuhr, dass sie mit Vater in Auschwitz-Birkenau war und dass sie nie wieder mitführe, weil sie an irgendeinem Fleck in den Kies kotzte und nicht mehr aufhörte bis ein fremder Mann sie zum Tor hinaustrug und ihr Gesicht mit einem wohlriechenden Tüchlein einrieb, während mein Vater seine Besichtigung beendete.

Ich spannte eine Leine diagonal in mein Kellerzimmer, hängte das Foto, die Briefe und bunte Kärtchen, auf denen ich alles, was ich wusste, notiert hatte, an Wäscheklammern die Leine entlang, als könne ich so der Wahrheit auf die Spur kommen. Aber das dunkle Licht tauchte meine Kette in Kellerfensterquadrate und ließ sie nur geheimnisvoller erscheinen.

Ich erzählte Katarina von den Funden, die ich sammelte, die unentwirrbare Knoten um Knoten bildeten. Ich erzählte ihr von dem Onkel der kleine Löcher in die Wand gebohrt hatte und eingeliefert wurde, von der Tante, die dauernd putzte, von der doppelten Wand im Küchenschrank meiner Oma, von den Kleidern meiner Mutter, die sie zerrissen hatte, als sie in den Westen kam und dass sie manchmal die Bahngleise entlanglief und vergaß, wo sie war und wer sie war, von meiner Sehnsucht, Polnisch zu lernen und von Tonbändern und Grashalmen in stehenden Gewässern. Nur von dem Schwein erzählte ich nichts. Nicht davon, dass ich manchmal nachts träumte, wie ich in seinem Blutbauch schlief und auch nicht von unseren roten Mündern, wenn wir Blutsuppe aßen. Ich erzählte ihr von dem Tag, an dem mein Lieblingscousin starb, davon wie ich beinahe unbemerkt Abitur machte und es nicht wagte, das Studium der slawischen Sprachen zu belegen. Im Jahr 1989 hörte ich auf,

ihr zu schreiben. Ich fand einen jungen Mann, er küsste mir die Hand, verbeugte sich vor mir und schimpfte in einem Café auf die deutschen Schweine am Nebentisch. Als ich ihm die gelben Briefe gab, spuckte er mir vor die Füße und ging weg. Ich erinnere mich gut an die Ahnung mit der ich seinen schmalen Schatten über das Kopfsteinpflaster davongleiten und die Spucke in Bläschen trocknen sah. Danach fand ich eine private Putzfrau. Sie verlangte tausend Mark für die schriftliche Übersetzung von siebzehn Briefen. Ich handelte sie auf fünfhundert für zehn Briefe runter. Als ich das Geld zusammenhatte, erhielt ich eine holprige Übersetzung von acht Briefen.

Ich las stückchenweise, abgehackt, mal in meinem alten Kinderbett, dann in der Bibliothek, mal im Café, mal auf dem Hochsitz eines Försters, dann wieder im Heuschober.

Du bist mein Geheimnis, schrieb Katarina, und niemand soll was von uns wissen ... Dein Vater, er soll uns auch was geben von seinem Mehl ... letztes Mal hatte er Schuhe dabei, sagt Pjotr, aber die hat alle Magdalena bekommen. ... er sagt, das ist nur, weil Magdalena den Rock hebt. Also bin ich hin und habe den Rock angehoben, aber es hat nichts genützt für ein Paar ... dann war ich bei Kornelia, das ist Magdalenas Töchterchen ... so schöne Sachen habt ihr... ob du mir nicht auch so einen Jeansrock schicken kannst wie die Kornelia hat ... Jetzt habe ich schon wieder nichts lesen können, warum du mir keinen Jeansrock schickst und ich mag niemand fragen, ob er mir den Brief übersetzt, die werden immer gleich zornig, wenn ein Kind sowas fragt ... aber irgendwann finde ich jemand und irgendwann lerne ich deutsch, das schwör ich dir ... Sie haben andere Dinge im Kopf, wie bei Euch wahrscheinlich auch ... Sie reden stundenlang, wie sie alle durch den Winter bringen und wo sie den Wodka für Aljoschas Taufe besorgen und so Sachen.... Irgendwann wirst du schon was schicken ... Als der Laster in unserer Straße stand, wussten alle, nun ist es so weit, nun ist Magdalena was Besseres ... trotzdem Tanja sagt, dass er auch schon bei Ewa und Natja und weiß ich wem war, das ist mit egal ... Ich mag ihn. Es ist lustig, wie er so richtig glücklich singt, wenn der Wodka halb leer ist und er mindestens fünf Krakauer verdrückt hat. .. Stell Dir vor, es gab eine Katastrophe in unserer Straße. Tante Alma kam und hat ihn mitgenommen. Sie hat an Magdalenas Haustür geklopft und wütend geklingelt und am Fenster hochgeschrien, weil die nicht öffnen wollte und weil schon der ganze Block und die Straße zusammenlief, musste sie doch an die Tür. Da haben die sich angekeift. Dein Vater hat versucht, das Ganze mit Gesang zu unterbrechen, aber die Tante packte ihn am Hosenbund und schrie „besoffener Wodarka. Sie schleifte ihn hinter sich her, brüllte was von Caritas-Paketen und von Familie in den Kohlehimmel, aber er war viel zu besoffen, dass er richtig was verstanden hätte und der alte Oleg, der mir jemand organisieren will zum Übersetzen und Deutsch lernen, sagt, das mit den Frauen, das habe dein Vater nur

gemacht, damit irgendwann eine von den Tanten kommt und ihn am Hosenbund hinter sich herschleift, damit er endlich zur Familie gehören kann, weil er doch nicht das Kind der ersten Frau ist, nur das der zweiten...

Ich las die Briefe und schämte mich für meinen Vater, der in Polen auf dicken Mann gemacht hatte, für meine Dummheit und meine Sehnsucht nach einer polnischen Freundin. Ich schämte mich für meine Neugier und meine Suche nach einem Menschen, der mir die Wahrheit sagen konnte, der das Schweigen brach.

Ich schrieb nicht mehr, aber ein paar Monate später stand Katarina in der Tür. Sie sprach Deutsch. Wir freuten uns richtig. Wir lachten über unsere Einfältigkeit, mit der wir uns ein Bild von der anderen gemacht hatten. Sie schenkte mir eine Flasche Wodka und ich suchte ihr einen Jeansrock aus dem Schrank. Wir tranken Sekt mit Wodka, aßen Mohnkuchen und plötzlich kriegten wir uns in die Haare, aber so richtig. Ich glaube, es hat angefangen damit, dass ich versuchte, ihr zu erzählen, dass wir arm gewesen waren, dass die Sachen im Lkw alles Spenden und mein Vater nur der Fahrer gewesen war und dass er, wenn er die Sachen einfach verteilt hatte, sie im Grunde geklaut hatte. Sie wollte davon nichts wissen. Sie wollte meinen Vater treffen und nannte meine Mutter unfähig. Ich versuchte darüber zu sprechen, was das sein mochte, das meine Mutter hinter ihrer Schweigemauer verbarg und dass sie nicht unfähig sei, aber dass da was sei hinter diesem Vorhang, das ich nicht kenne und Katarina, da sie ja von der anderen Seite käme, doch etwas Licht in die Sache bringen könne und sie aber dauernd behauptete, da sei nichts auf der anderen Seite und ich wolle bloß nicht akzeptieren, dass meine Mutter... sonst hätte doch mein Vater nicht... und dann weiß ich nicht mehr, denn daraufhin entbrannte ein solch heftiger Streit, dass sie ihre Jacke und Handtasche zusammenraffte und grußlos die Tür hinter sich zuknallte. Seit dem Streit ist fast ein ganzes Jahrzehnt vergangen. Heute hat sie angerufen. Sie lebte die ganze Zeit in meiner Stadt, aber in zwei Monaten geht sie nach Brüssel, dort hat sie einen neuen Job. Sie hat gefragt, ob wir uns in einem Café treffen können. Ich bin viel zu früh hingegangen, habe sie da sitzen sehen mit ihrem Moccatässchen, in das sie ihre blasse Nase steckte. Sie und meinen Vater, wie sie ihre Gläschen hoben zum Mocca und lachten. Durch das Fenster konnte man sehen, wie Katarina unter dem Tisch mit den langen Stiefeln wippte und in dem Fenster spiegelte sich die graue Häuserwand hinter mir, mein bunter Hut und die lange Autoreihe, hinter der ich halb verborgen herumstand. Ich sah meinen bunten Hut über eine Kühlerhaube in den Rinnstein fliegen. Ein Mann hob ihn mir auf. Jetzt male ich meine Lippen rot. Er sitzt nebenan und trinkt Tee. Aus Gleiwitz sei er, sagte er.